

Hermann Pauls radikaler Kognitivismus. Versuch einer Neubewertung

Peter Auer

(Vortrag zur Eröffnung des HPCL, Freiburg, 18. Mai 2007)

Hermann Paul wurde 1874 im Alter von 28 Jahren als außerordentlicher Professor an die Universität Freiburg berufen, wo er drei Jahre später eine ordentliche Professur übernahm. Es war seine erste Professur nach dem Studium in Berlin und der Promotion sowie Habilitation in Leipzig, dem damaligen Zentrum der Linguistik, und er harrte auf ihr fast 20 Jahre lang aus, bevor er 1893 nach München berufen wurde, wo er bis zu seinem Lebensende arbeitete. In seinen ersten Jahren in Freiburg entstand das Werk, das ihn zum führenden Kopf und einflussreichsten Theoretiker der junggrammatischen Schule machte, die in dieser Zeit die Linguistik mit dem ganzen Pathos einer revolutionären Bewegung neu durchdachte und sie erstmals auf eine solide theoretische und methodische Basis stellen wollte. Die *Prinzipien der Sprachgeschichte*, 1880 in der ersten Auflage im Verlag seines Freundes Max Niemeyer in Halle erschienen, waren bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts vor allem in Mittel-, Ost und Nordeuropa ein Standardwerk, an dem kein Linguist vorbei kam. Wilhelm Streitberg schrieb in seinem Nachruf von 1922/3 (im Indogerm.Jb.) zu Recht und sicherlich ganz in Übereinstimmung mit der Einschätzung seiner Fachkollegen, Paul habe *„in seinen Prinzipien der Sprachgeschichte als erster die Grundsätze der Sprachforschung mit unvergleichlicher Klarheit und Schärfe systematisch erörtert und so das Fundament gelegt, auf dem bald ein halbes Jahrhundert hindurch die Forschung mit reichem Erfolge weiter gebaut hat“*. Die Prinzipien, die *„...auf lange Zeit hinaus zum kanonischen Buche der Sprachwissenschaft werden sollten“*, seien *„Pauls Meisterwerk“*. Sie wurden tatsächlich schnell als die *„Bibel der Junggrammatiker“* (Wilbur 1977 in LI) betrachtet, übrigens auch sehr schnell ins Englische übertragen (in der 2. Aufl. von 1886, die 1888 in einer Übersetzung von H.A. Strong zuerst in London, kurz darauf auch in New York erschien) und,

wie Marga Reis in einem wichtigen Artikel zur Sprachtheorie Pauls schreibt, „von der zweiten Auflage [=1886, PA] an war [ihr] Rang unumstritten, [ihr] Einfluß als Standardlehrbuch tiefgehend, ja übermächtig“ (M. Reis 1978 in PBB 167).

Nun gibt es Paradigmenwechsel in den Wissenschaften, die groß inszeniert und mit viel expliziter Auseinandersetzung ausgetragen werden. Dazu gehörte sicherlich die junggrammatische Bewegung, die sich erfolgreich und explizit gegen die ältere, als rein beschreibend und nicht erklärend disqualifizierte sog. vergleichende Sprachwissenschaft etwa im Sinne Jakob Grimms absetzte. Was die neue Bewegung zuallererst wollte, hatten schon Pauls etwa gleichaltrige Kollegen, vor allem Hermann Osthoff in Heidelberg und Karl Brugmann, der drei Jahre lang in Freiburg sein indogermanistischer Kollege war, formuliert, und zwar in ihrem selbst so deklarierten junggrammatischen „Glaubensbekenntnis“ (der Einleitung zu ihren monumentalen „Morphologischen Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen“ (1878-1890), die zwei Jahre vor dem ersten Erscheinen der Principien publiziert wurde: es ging um eine Theoretisierung der Sprachwissenschaft, die zu dieser Zeit schon ein gutes halbes Jahrhundert enormer Fortschritte hinter sich hatte, die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen bereits gut im Griff hatte und in der Beschreibung der historischen Sprachstufen der wichtigen indogermanischen Sprachen weit gediehen war. Die Fakten waren da, es fehlte eine erklärende Theorie:

„Die ältere sprachforschung trat, das kann niemand leugnen, an ihr untersuchungsobject, die indogermanischen sprachen, heran, ohne sich zuvor eine klare vorstellung davon gemacht zu haben, wie überhaupt menschlich sprache lebt und sich weiterbildet, welche factoren beim sprechen thätig sind und wie dies factoren in gemeinsamer arbeit die fortbewegung und umbildung des sprachstoffs bewirken. Man erforschte zwar eifrigst die sprachen, aber viel zu wenig den sprechenden menschen.“ (Morphologische Untersuchungen, S. iii, Hervorh. im Original).

Die Diskussion um die sog. Lautgesetze, ihre Stellung in der Sprachwandelforschung sowie ihr Gültigkeitsbereich, die heute in der Historiographie der Linguistik stereotyp mit der junggrammatischen Schule

verbunden wird, war demgegenüber eine untergeordnete Angelegenheit, wie die emotionslose Erwiderung Pauls auf die Kritiker der Lautgesetze, allen voran den Romanisten Hugo Schuchardt (Über die Lautgesetze – Gegen die Junggrammatiker, 1885; dazu Pauls Rezension in Lit.bl. f. d. germ. u. rom. Philologie 7, 1886) zeigt.

Der wichtigste Schritt zu diesem Ziel der Theoretisierung der Sprachwissenschaft, den Brugmann und Osthoff mit Vehemenz und Pathos vortrugen (und dem sich Paul bedingungslos anschließt) ist die Hinwendung zur tatsächlichen Sprechfähigkeit.

„Also: nur derjenige vergleichende sprachforscher, welcher aus dem hypothesentrüben dunstkreis der werkstätte, in der man die indogermanischen grundformen schmiedet, einmal heraustritt in die klare luft der greifbaren wirklichkeit und gegenwart, [...] nur derjenige, welcher sich für immer lossagt von jener früherhin weit verbreiteten, aber auch jetzt noch anzutreffenden forschungsweise, nach der man die sprache nur auf dem papier betrachtet [...] nur der kann zu einer richtigen vorstellung von der lebens- und umbildungsweise der sprachformen gelangen...“ (ix-x).

Das Primat der gesprochenen Sprache über die geschriebene als dem eigentlichen Gegenstandsbereich der Linguistik ist also keineswegs, wie so oft unterstellt, eine Erfindung des Strukturalismus! Ich zitiere auch deshalb ausführlich, was damals die wichtigste neue Idee war, weil das unbedingte Insistieren der Junggrammatischen Rebellen auf der Sprachwirklichkeit der gesprochenen Sprache zunächst in einem eklatanten Gegensatz zum Titel des Paulschen Hauptwerks – Prinzipien der Sprachgeschichte – zu stehen scheint. In seiner immer wieder zitierten Einfügung am Ende des Vorworts zur zweiten Auflage hat Paul diese ausschließlich sprachgeschichtliche Vorgehensweise der Linguistik ja noch einmal ganz apodiktisch bekräftigt:

„Ich habe es noch kurz zu rechtfertigen, dass ich den Titel Prinzipien der Sprachgeschichte gewählt habe. Es ist eingewendet, dass es noch eine andere wissenschaftliche Betrachtung der Sprache gäbe, als die geschichtliche. [Hier wird in einer Fußnote auf die Rezension Mistelis zur 1. Aufl. hingewiesen. P.A.]

Ich muss dies in Abrede stellen. [... ich] wüsste [...] überhaupt nicht, wie man mit Erfolg über eine Sprache reflektieren könnte, ohne dass man etwas darüber ermittelt, wie sie geschichtlich geworden ist.“ (hier zitiert nach der 3.Aufl., 1898, S. 19/20).

In der späteren Auseinandersetzung mit Paul, die die Linguistik in den strukturalistischen Kategorien von Diachronie und Synchronie betrachtete, wurde dies oft als ein rein diachrones Interesse Pauls verstanden. Paul wurde als Sprachhistoriker abgestempelt, der für eine synchron arbeitende strukturalistische Linguistik nicht zu gebrauchen ist. Dabei wurden Pauls Intentionen aber völlig missverstanden, wie schon die Lektüre des 1. Kapitels der *Prinzipien* zeigt. Hier werden nämlich „Sprechen und Hören [als] sprachgeschichtliche Vorgänge“ bezeichnet (3.Aufl. S. 23). Das klingt nicht nach einem sprachgeschichtlichen Interesse im modernen Sinn des Wortes. Offenbar hatte Paul etwas anderes im Sinne, wenn er von Sprachgeschichte sprach und wenn er meinte, nur durch eine sprachgeschichtliche Vorgehensweise die theoretische Grundlegung der Linguistik leisten zu können. Tatsächlich bedeutet für Paul die sprachgeschichtliche Methode nichts anderes als die Beschäftigung mit realer Sprache, mit den konkreten sprachlichen Ereignissen, und seine Skepsis gegenüber Abstraktionen ist nichts anders als die Skepsis gegenüber Grammatiken, die vom Sprecher/Hörer abgelöst existieren sollen. Für ihn hat die Sprache keinen anderen Sitz als im Individuum, wo sie sich mit jedem Sprechakt und mit jedem Hörakt verändert. So gesehen ist sie nie statisch, und eine erklärende, nicht nur beschreibende Linguistik kann sich nicht damit begnügen, Sprachzustände zu vergleichen, sondern muss eben diese Prozesse im Individuum und zwischen den Individuen in den Fokus nehmen. Hier erklärt sich auch Pauls Insistieren darauf, dass sich nicht Sprachen oder Wörter oder Laute verändern, sondern nur kognitive Repräsentationen von Sprachen (Grammatiken), Wörtern oder Lauten im Einzelnen.

Mit dem Stichwort kognitive Repräsentationen ist bereits ein Terminus gefallen, der die angemessenere Einschätzung von Pauls Theorie in der gegenwärtigen linguistischen Diskussion ermöglicht. Wollten wir Paul in die Strömungen in der heutigen Sprachwissenschaft einordnen, so ließe sich sein Ansatz einerseits als

radikal gebrauchsorientiert (*usage-based*) einstufen und andererseits als radikal kognitivistisch.

Paul war davon überzeugt, dass die theoretische Grundlegung der Linguistik nur aus der Übertragung psychologischer Erkenntnisse in die Sprachwissenschaft kommen konnte. Er lehnt sich dabei aber nicht an die neu formierte sog. Völkerpsychologie (von Lazarus, Steinthal und später Wundt) an, sondern an Joh. Friedr. Herbarts, der schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland ungeheuer erfolgreich war mit dem Versuch, eine Art exakte Mechanik der Seele zu formulieren. „In Herbarts Psychologie sind die ‚Vorstellungen‘ reale Gebilde, psychische Kraftzentren gewissermaßen, deren Wirkungen aufeinander und deren Durchgang durch das ‚enge‘ Bewußtsein die seelische Dynamik ausmacht (...) Sie sind nicht einfach Reproduktionen von Sinneseindrücken oder Wahrnehmungen, sie werden vielmehr unter dem Einfluß der äußeren Anregungen von der Seele frei und selbständig erzeugt. Die Seele erhält und reproduziert sich durch die Produktion von Vorstellungen, welche einander hemmen, verdunkeln und auch sonst mannigfache Wirkungen aufeinander ausüben. Sie gehen verschiedene Arten von Verbindungen ein (Verschmelzungen, Komplikationen etc.) und erzeugen auf diesem Wege neue, komplexere seelische Gebilde. Da immer nur wenig aktuell bewußt sein kann (das Axiom von der Enge des Bewußtseins), in der Dynamik der Vorstellungen aber nichts endgültig verloren gehen kann, sinken die Vorstellungen ins Unbewußte ab, wo sie gleichwohl weiterwirken und unter günstigen Bedingungen auch wieder bewußt werden können.“ (Knobloch 1988:62 [Gesch. d. psych. Sprachauff.]).

Herbarts Proto-Psychologie war durch Heyman Steinthal, bei dem Paul, noch bevor er nach Leipzig kam, ein Jahr in Berlin studiert hatte, in die Linguistik eingeführt worden. Aber während Steinthal versuchte, Humboldts Vorstellung von der prägenden Kraft der Sprache auf die Volksseele mit der Individualseelelehre Herbarts zu kombinieren, lehnte Paul alle Rekurse auf soziale Einheiten und Institutionen wie Nation, Volk, Sitte, Brauch ab.

Liest man Herbart heute, so steht man etwas ratlos vor dem Versuch, eine Art exakte, an den Naturwissenschaften orientierte, mit Formeln operierende

Wissenschaft der Seele zu entwickeln, die ohne jede Empirie auskommt. Paul macht daraus ein empirisch überzeugendes Forschungsprogramm, indem er allen sprachlichen Ereignissen (gehörten oder gesprochenen sprachlichen Einheiten) Vorstellungen – mentale Repräsentationen – zuordnet, die im Gedächtnis abgespeichert werden. Diese Vorstellungen werden zu Gruppen zusammengefasst,

„ein Produkt aus alledem, was früher einmal durch Hören anderer, durch eigenes Sprechen und durch Denken in den Formen der Sprache in das Bewusstsein getreten ist“ (23).

Vorstellungsgruppen dieser Art sind von Individuum zu Individuum leicht verschieden, und sie verändern sich durch jedes neues Exemplar ein wenig. Bestimmte Erinnerungen werden durch häufige neue Exemplare gleicher Art verstärkt (durch zusätzliche Aktivierungen unterstützt), andere abgeschwächte und ins Unbewusste abgedrängt (inhibiert). Ein Wort ist dann nichts anderes als ein Schwarm von Exemplaren, die sich mehr oder weniger stark in ihrer phonischen Substanz und in ihrer Bedeutung ähneln.

Die einzelnen Wörter „attrahieren“ (96) sich in der Seele aber auch untereinander. Dazu werden Assoziationsreihen gebildet, die auf bestimmten Ähnlichkeiten aufbauen. Diese können in der Bedeutung der Wörter liegen, die einander ähneln, sich diametral widersprechen, etc.. Es entstehen Proportionsgruppen wie

Sohn : Tochter = Mönch : Nonne = Bruder : Schwester etc.

Aber sie können auch formal aufgebaut sein, so dass Assoziationsreihen mit alle Wortformen eines Worts wie

Tag : Tages : Tage = Arm : Armes : Arme

oder Wörtern in derselben Flexionsform wie

Tag: Arm : Fisch = Tages: Armes : Fisches

entstehen. Schließlich können sich syntaktische Proportionsgruppen bilden wie

spricht: Karl = schreibt: Fritz

Die Stärke der Gruppierungen hängt von der Anzahl der analogen Proportionen so wie der Häufigkeit der einzelnen Wörter ab, aber auch von der Genauigkeit der Entsprechung. So wäre die Gruppe

schreibt: schrieb = hält : hielt

schwächer als die Gruppe

lebt : lebte = wartet : wartete = merkt : merkte etc.,

weil sie weniger Gleichungen enthält. Spontanes Sprechen besteht in der kombinatorischen Tätigkeit auf der Basis von Proportionsgruppen, die um weitere Glieder ergänzt werden. Dies nennt Paul – anders als in der heutigen Sprechweise – Analogie, d.h. jede produktive Verwendung grammatischer oder sonstiger sprachlicher Muster. Die analogische Bildung kann einmalig bleiben oder auch durch Wiederholung zur Herausbildung einer neuen Form führen, also zum analogischen Wandel.

Jüngere Beiträge zu Hermann Paul aus der Zeit zwischen 1970 und der Jahrtausendwende bemühen sich dann oft, aus Pauls Analogiebegriff abzuleiten, dass er strukturalistisch gedacht habe und – mit Jörn Albrecht – sogar als Strukturalist *avant la lettre* (1994) bezeichnet werden könne. Sie verfehlen damit m.E. aber Pauls Intentionen und pressen ihn in ein Schema, das ihm nicht gerecht wird. Tatsächlich ist sein Herangehen nicht strukturalistisch, sondern kognitivistisch, und es wäre leicht, die Parallelen zu heutigen gebrauchsbasierten Theorien wie der Exemplartheorie (Lacerda, Pierrehumbert) oder zu konnektionistischen Theorien der Sprachverarbeitung und –produktion zu ziehen. Besonders klar zeigt sich diese Verbindung zwischen gebrauchsbasiertem und kognitivem Vorgehen in Pauls Vorstellung von sog. lautgesetzlichem (also spontanem) Wandel. Auch dieser Wandel ist in erster Linie eine kognitive

Verschiebung, nämlich in der Repräsentation von Schwärmen von Exemplaren im Gedächtnis. Oder, in Pauls Terminologie: Aus den Lautbildern, die in der Psyche beim Hören oder Sprechen abgespeichert werden, formiert sich durch Wiederholung eine Vorstellungsgruppe, die als Erinnerungsbild zum Vorbild für die nächste Artikulation wird. (Sie wird im Artikulationsakt zu einem Bewegungsbild umgewandelt, das die Artikulatoren mit Nervenimpulsen versorgt.) Lautwandel ergibt sich dann, wenn die Artikulationsbewegungen nicht genau mit diesem lautlichen Erinnerungsbild übereinstimmen oder das Erinnerungsbild nicht klar genug ist (wie etwa im Erstspracherwerb bei noch unzureichendem Input für das Kind). Das kann systematisch der Fall sein, wenn die Abweichungen zwischen tatsächlichen Artikulationsbewegungen und Erinnerungsbild der Artikulationserleichterung dienen. Der lautgesetzliche Wandel – und das ist mein Punkt – ist also keine rein physiologische Angelegenheit, sondern hat zu einem wesentlichen Teil eine kognitive Basis.

Aber solche Ähnlichkeiten zwischen Hermann Paul und der heutigen Linguistik zu entdecken und quasi aktuelle linguistische Entwicklungen in Pauls Text hineinzulesen, ist kein historiographisch angemessenes Vorgehen. Ziel einer solchen historiographischen Würdigung müsste es sein, zu zeigen, wie sich die von ihm begründeten oder propagierten Argumentationslinien in der Linguistik des 20. Jahrhunderts auch gegen den strukturalistischen oder generativen mainstream-Dogmatismus fortgesetzt haben und in transformierter Form weiter wirken. Das ist zum Beispiel problemlos für die Traditionslinie möglich, die von Hermann Paul in die (soziolinguistische) Variationslinguistik moderner Prägung (mit William Labov als prominentestem Vertreter) führt. Sie lässt sich durch die ausführliche Darstellung und Würdigung des Paulschen Ansatzes in dem für diese Forschungsrichtung klassischen Aufsatz „Empirical foundations for a theory of language change“ von 1968 nachweisen.¹ Der Aufsatz wurde von William Labov zusammen mit seinem Lehrer Uriel Weinreich (sowie mit Marvin Herzog, dem späteren Herausgeber des *Language and culture atlas of Ashkenazic Jewry*) geschrieben. Uriel Weinreich (geboren in Vilnius, Professor an der Columbia University) war der Sohn Max Weinreichs (der selbst in Lettland geboren war), dem Gründer des YIVO Instituts, der noch ganz in der Tradition der

¹ U. Weinreich, W. Labov, M. Herzog 1968 „Empirical foundations for a theory of language change“ in: Lehmann/Malkiel eds., *Directions for Historical Linguistics*, Austin/London, 95-188.

Junggrammatiker im Baltikum ausgebildet worden war. Pauls Ideen haben über und mit Max Weinreich und seinem Sohn den Sprung über den Atlantik geschafft haben und sind dort weiterverwendet worden. Der Weg von Hermann Paul und den Junggrammatikern zur modernen *usage-based grammar* etwa im Sinne von Joan Bybee muss hingegen erst noch historiographisch aufgearbeitet werden, und dasselbe gilt für andere Traditionslinien, die ich hier gar nicht erwähnt habe – etwa die Wirkung von Pauls Unterscheidung zwischen Substrat und Superstrat im Sprachkontakt.

Die Prinzipien sind Pauls einziges großes theoretisches Werk. In einem kleineren Buch, das kurz vor seinem Tod erschien und in dessen Titel die Sprache gar nicht vorkommt – es heißt nämlich *Aufgaben und Methoden der Geschichtswissenschaft* (und steht in Freiburg im Historischen Seminar) – hat er die wesentlichen Annahmen der *Prinzipien* noch einmal ausformuliert und teils auch etwas neu perspektiviert, besonders in Bezug auf den Einfluss der Sprachgemeinschaft auf den Einzelnen, die nun eine stärkere, determinierendere Rolle spielt. Eine grundlegende Veränderung ist jedoch nicht zu verspüren: er ist sich selbst und seiner Theorie sein Leben lang treu geblieben. Im Grunde war sein Lebenswerk nach den *Prinzipien* empirisch ausgerichtet, eine Empirie, die er mit unglaublicher Sorgfalt und einer bis zur Grenze der Selbstaufgabe gehenden Energie in Form von Großprojekten in Eigenregie bewältigt. Ich nenne nur stellvertretend seine fünfbändige *Deutsche Grammatik*, die ihn in der letzten Phase seines Lebens beschäftigte. Es sind Projekte, die uns zeigen, wie anders Forschung damals aussahen, wie wenig Zeit ein Hochschullehrer für Lehre und Verwaltung, Wissenschaftsorganisation und -politik opfern musste. Paul hatte daneben immer noch Zeit, sich zu angewandten Fragen der Linguistik zu äußern, etwa zum modernen Fremdsprachenunterricht oder zur Orthografie, und Einführungsbücher für den Germanistischen Lehralltag (etwa die *Mittelhochdeutschen Grammatik*) zu schreiben.

Nicht nur Städte und Nationen, auch Wissenschaften haben ihre Gründungsmythen. Zum Gründungsmythos der Linguistik gehört, dass die Vorlesungen Ferdinand de Saussures Anfang des letzten Jahrhunderts den Beginn der modernen Sprachwissenschaft markierten. Aus zeitgenössischer wie fachgeschichtlicher Perspektive ist das absurd, denn zu Beginn des 20.

Jahrhunderts wurden gerade die Junggrammatiker als die Zäsur, als der große Anfang der eine wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sprache angesehen. (Ob nicht auch das nur ein Gründungsmythos war, sei dahingestellt.) Vor allem aber ist es unmöglich, Saussure ohne Hermann Paul zu lesen, den er in weiten Teilen seines *Cours de linguistique* zusammenfasst und paraphrasiert (wie sich das für ein Lehrbuch der Zeit durchaus gehört), zu dem er aber teilweise auch pointiert eine Gegenposition bezieht. (Bekanntlich hatte sich Saussure während seines Studiums in Leipzig mit den Junggrammatikern überworfen.) Der *Cours* ist in gewisser Weise eine Antwort auf Hermann Pauls individualistischen Kognitivismus, auch wenn dieser namentlich nur einmal in der Einleitung vorkommt. Die Rekonstruktion des Zusammenhangs zwischen Saussure und Paul ist übrigens auch noch zu leisten. Während über Saussure viel geforscht wurde und wird, ist die Sekundärliteratur über Hermann Paul im Gegensatz zu seiner enormen Bedeutung nicht besonders umfangreich und auch nicht immer hilfreich. Es stünde dem Hermann-Paul-Centrum gut an, in einem historiographischen Projekt die Bedeutung dieses wichtigsten Freiburger Linguisten eben als Theoretiker, nicht nur als empirisch arbeitendem Germanisten zu rekonstruieren und seinen Einfluss auf die Entwicklung unseres Fachs im 20. Jahrhundert herauszuarbeiten.